

Keine Angst vor dem letzten Schlag: Der Rasen gleicht doch einem Teppich. Foto Daniel Pilar

Von der Sorge um das beste Grün

Das Spiel mit dem kleinen, narbigen Golfball findet in Deutschland immer mehr Freunde. Greenkeeper sorgen für die besten Bedingungen. Besonders wichtig sind die letzten Meter vor dem Ziel.

Von Wolfgang Scheffler

Grüns gelten als die Visitenkarte. „Im Golf ist eben alles auf das Grün fokussiert, denn dort liegt ja das Ziel aller Bemühungen“, sagt der Golfarchitekt Thomas Himmel. Wenn die Jünger des Spiels über den Pflegezustand ihrer Spielwiesen reden, geht es fast immer um die letzten Quadratmeter rund um das 10,8 Zentimeter große Loch. Nimmt man moderne Golfplätze als Maßstab, deren 18 Grüns im Schnitt zwischen 400 und 500 Quadratmeter groß sind, rechnet man noch die beiden Übungsgrüns für Putten sowie für Pitchen und Chippen (kurze Annäherungsschläge) hinzu, so machen diese kurzgemähten Flächen nur zwischen einem und zwei Prozent eines modernen Golfplatzes aus, der sich mit unberührten Ausgleichsflächen hierzulande auf durchschnittlich 75 Hektar ausbreitet. Aber dieser kleinste Teil eines Golfplatzes erfordert zusammen mit den Bunkern (Sandhindernisse) den größten Pflegeaufwand. Von Grüns wird verlangt, dass sie „treu“ sein müssen, wie es im Golfjargon heißt. Ob Profi oder Hobbygolfer, alle wollen, dass der Ball auf den letzten Metern zum Loch nicht „verspringt“, das heißt, nicht durch Unebenheiten vom beabsichtigten Weg abkommt. Aber der kurzgemähte Rasen am Ende einer Spielbahn muss zudem noch die richtige Festigkeit oder Härte sowie ein gutes Maß an „Schnelligkeit“ aufweisen, das heißt, der Ball soll, ohne dass man allzu heftig mit dem Putter gegen den Ball schlagen muss, in Richtung Ziel rollen.

Die „Schnelligkeit“ von Grüns wird mit einem von dem amerikanischen Banker und Hobbygolfer Edwad Stimpson 1935 erfundenen Gerät gemessen. Das Stimpmeter besteht aus einer v-förmigen Aluminiumschiene mit einer Länge von 36 und einer Breite von 4,45 Zentimetern. Der Ball wird in eine Einkerbung auf 30 Zentimeter gelegt und die Schiene mit einem Ende auf dem Grün aufgesetzt. Sobald das Stimpmeter auf einen Winkel von 20 Grad angehoben wird, fängt der Ball an, sich in Bewegung zu setzen. Gemessen wird dann sechsmal an verschiedenen Stellen, wie weit der Ball auf dem Grün rollt, üblich ist dann die Durchschnittsangabe in Fuß. Grüns auf deutschen Golfplätzen weisen meist eine Geschwindigkeit zwischen sieben bis acht Fuß auf, der Ball rollt also 2,13 und 2,44 Meter weit. Bei Profiturnieren werden die Grüns auf mehr Tempo getrimmt: 12 manchmal gar 14 Fuß (3,65 oder 4,26 Meter) werden bei der US Open oder dem Masters erreicht, bei den British Open, bei denen oft starker Wind herrscht, reduziert man das Tempo der Grüns manchmal bis auf 10 Fuß (3,05 Meter). „Schneller“ machen kann man die Grüns relativ einfach: Man mäht den Rasen einfach kürzer und fährt noch mit einer „Bügelmaschine“, die mit Rollen glättet, über den Rasen. Plätze deutscher Klubs stutzen die Halme meist auf Längen zwischen 3,5 und 4,5, bei Profiturnieren geht es schon einmal bis auf 2,6 Millimeter hinunter. Auch um die Härte von Grüns zu messen, gibt es ein nach seinem Erfinder benanntes Gerät, den Clegg Hammer, bei dem mit einem 0,5 oder 2,5 Kilo schweren Metallgewicht die Eindringtiefe in den Boden gemessen wird. Da ein Clegg Hammer rund 1800 Dollar kostet, verfügen nur wenige Clubs über dieses Gerät.

Wie schnell oder wie hart die perfekte Oberfläche zum Putten sein muss, daran scheiden sich die Geister, ganz besonders in Deutschland. Denn von den knapp 650 000 Golfern, die im Deutschen Golf Verband (DGV) organisiert sind und sich auf den 727 Anlagen tummeln, gehört die weitaus größte Zahl zu den höheren Handicaps, deren Stammvorgabe, wie es offiziell heißt, im Schnitt laut DGV bei 32,8 liegt. Das heißt, das Gros der deutschen Golfer kann eine Runde also nicht unter hundert Schlägen absolvieren, während Tourspieler fast immer Runden unter dem Platzstandard (meist 70 bis 72) spielen. Profis und gute Golfer wollen es hart und schnell, schwächere Spieler eher weich und allenfalls mittelschnell. Das ist leicht erklärt: Wenn die Grüns hart sind, muss man den Ball mit viel Backspin (Rückwärtsdrall) spielen, damit er möglichst schnell liegen bleibt oder gar, wie man es von Profis im Fernsehen sieht, nach dem Aufkommen bei Schlägen mit Wedges (Schläger mit stark geneigter Schlagfläche für kurze Distanzen) den Rückwärtsgang einlegt – etwas, was nur sehr gute Golfer beherrschen. Darüber hinaus halten „harte“ Grüns die Belastungen des Spielbetriebs viel besser aus, sie bleiben auch dann noch „treu“, wenn an einem Tag schon mehr als hundert Golfer über den Platz gegangen sind. Golfer mit höheren Handicaps wollen dagegen, dass der Ball auch dann auf dem Grün bleibt, wenn er mit wenig

oder kaum Spin geschlagen wird, was nur auf weichen, meist reichlich gewässerten, oft sogar überwässerten Grüns geht. Zu viel Wasser schadet Grüns, denn es macht die Gräser faul. Sie ziehen dann nicht tiefe Wurzeln, die für einen festen, ebenen Rasenteppich nötig sind. Schnelle Grüns, weil ungewohnt, schrecken Spieler mit höheren Vorgaben. Bei Schnelligkeit und Härte das rechte Maß zu finden, kommt für die Greenkeeper, wie die Platzpfleger genannt werden, einem Drahtseilakt gleich. Es ist unmöglich, es allen recht zu machen.

Was zeichnet aber nun ein perfektes Grün aus? Und wie bekommt man es hin? Moderne Grüns werden meist nach zwei exakten Vorgaben gebaut, nach dem Standard der USGA (United States Golf Association – amerikanischer Golfverband) und dem der FLL (Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung Landschaftsbau e.V.). Während etliche Golfplätze mit USGA-Standard werben, ist das Kürzel FLL fast allen Golfern unbekannt – obwohl es hierzulande häufiger eingesetzt wird als sein amerikanischer Verwandter. „In Gegenden, in denen es viel regnet, lasse ich meist nach FLL bauen, in trockeneren Breitengraden eher nach USGA“, sagt Thomas Himmel, der in den neunziger Jahren dreimal deutscher Amateurmeister war und mit San Gual auf Mallorca einen Platz entwarf, der zur europäischen Spitzenklasse zählt. Auch Gunther Hardt, promovierter Diplom-Agraringenieur und öffentlich bestellter und vereidigter Sachverständiger für den Bau und die Pflege von Golfplätzen, sieht in der Qualität der beiden Standards kaum Unterschiede, wichtig sei vor allem, die für den Standort und den möglichen Pflegeaufwand richtige Rasensorte zu wählen. In Deutschland greift man meist entweder zu *Agrostis stolonifera* (Weißes Straußgras) oder *Festuca rubra* (Gewöhnlicher Rot-Schwengel). Auch die Kosten für den Bau, sie liegen zwischen 30 000 und 40 000 Euro pro Grün, unterscheiden sich kaum. Das zuerst auf dem Platz des Masters in Augusta und mittlerweile auch auf dem Ryder-Cup-Platz von Gleneagles in Schottland eingebaute Subair-System, mit dem Grüns belüftet und beheizt werden können, damit sie auch bei Regen und Kälte einen perfekten Grasteppich garantieren, hat sich bei Kosten zwischen 80 000 und 100 000 Dollar pro Grün in Europa im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten noch nicht durchsetzen können.

Solche Hightech-Hilfsmittel helfen, aber letztlich, sagt Hardt, der im Deutschen Golf Verband auch dem Ausschuss Umwelt und Platzpflege vorsitzt, sei das Knowhow, die Erfahrung und die standortspezifische Pflege entscheidend für die Qualität. Die Ausbildung zum Head-Greenkeeper, also zum Chef der Pflegemannschaft, ist in Deutschland im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, wo die dort Superintendent genannte Fachleute ein Universitätsstudium absolvieren, kein anerkannter Lehrberuf. Immerhin bildet die Landwirtschaftsschule Deula (Bundesverband der Deutschen Lehranstalten für Agrartechnik e.V.) in Kempen am Niederrhein schon seit 1989 Greenkeeper aus. Sechs Jahre später kam mit der Deula Freising in Bayern eine zweite Ausbildungsstätte hinzu. Erst nach drei Jahren als Platzarbeiter kann die Fortbildung begonnen werden. Insgesamt benötigt ein staatlich anerkannter Head-Greenkeeper neun bis elf Jahre vom ersten Tag als „Lehrling“ bis zur Übergabe der Urkunde zum Fachagrarwirt Head-Greenkeeper.

„Der Pflegezustand deutscher Golfplätze ist sehr gut“, sagt Thomas Hasak, der Geschäftsführer des Bundesverbands Golfanlagen e.V. Immerhin wenden die knapp 200 Mitglieder dieses Interessenverbandes kommerzieller Golfplätze im Schnitt 380 000 Euro pro Jahr für die Pflege eines 18-Loch-Platzes auf, der größte Posten im Budget einer Anlage, die dafür im Schnitt sechs Pflegekräfte beschäftigen. Dabei ist es in Deutschland im Vergleich zur größten Golfnation der Welt, den Vereinigten Staaten, nicht leicht, Golfern ein perfektes Terrain zu bieten. Nach einer neuen EU-Richtlinie gelten Golfplätze wie Kinderspielplätze, Parks und Friedhöfe als öffentlich begehbbare Flächen, auf denen jeglicher Pflanzenschutz verboten ist. Das macht es schwer, Pilzkrankheiten wie etwa Schneeschimmel oder Dollarflecken, zu bekämpfen.

Um Grüns die ganze Saison über in einem perfekten Zustand zu halten, ist es mit ständigem Mähen oder „Bügeln“, was mittlerweile viele Klubs im täglichen Wechsel machen, nicht getan. Ab und an ist Topdressing mit Sand, Vertikutieren (Anritzen der Grasnarbe) und Aerifizieren (Belüften oder Stacheln mit fünf bis neun Zentimeter tiefen Löchern) notwendig. Noch immer gilt das Schneiden der Grüns mit Handmäher als Goldstandard, auch wenn Michael Mörder, der deutsche Verkaufsleiter des Weltmarktführers Toro, sagt, dass moderne Aufsitzmäher mittlerweile die Grüns genauso gut schneiden können wie die in amerikanischen Luxusklubs noch immer bevorzugte Handarbeit. Aber die Geräte, die auf Grüns verwendet werden, haben mit den Rasenmäher, wie man sie aus dem Baumarkt kennt, nichts zu tun. „Das sind Präzisionsmaschinen, sogenannte Spindelmäher, die Halme nach dem Scherenprinzip exakt abschneiden können, sogar bis auf 1,9 Millimeter, und die 50 000 Euro kosten. Rasenmäher für den Hausgebrauch schneiden die Halme nicht, sie schlagen sie mit Sichelmessern ab“, sagt Mörder.

Aber auch bei bester Pflege ist Grüns kein ewiges Leben besichert. Meist muss nach sieben bis zehn Jahren die Oberfläche geschält werden, nach spätestens 30 Jahren muss ein Grün vollkommen neu aufgebaut werden.

Lichtfaktor

Das Thema Fahrradbeleuchtung gehört ja eigentlich in den Oktober, wenn die Tage spürbar kürzer werden. Doch es gibt Gründe, es mal vorzuziehen. Es fällt nämlich auf, dass immer mehr Radfahrer auch am Tage mit Licht fahren. Und dies nicht nur in der Stadt, wo das Tagfahrlicht zur Erhöhung der Sicherheit empfohlen wird, sondern auch über Land auf Wegen, wo man sich fragt, wer das sehen soll. Vor wenigen Jahren noch bekam man in der Stadt wie auf freiem Feld tagsüber „Dein Licht brennt!“ zugerufen. Heute schert sich niemand mehr darum. Für diese Entwicklung gibt es technische Ursachen – und psychologische. Früher, in den Zeiten des Seitenläuferdynamos, tat sich unnötig schwer, wer bei Tag mit Licht fuhr. Dem armen Kerl musste also mit dem Zuruf geholfen werden. Seit dem Nabendynamo und erst recht seit der Beleuchtung mit Akku oder Batterien ist der Reibrollen-Widerstand kein Thema mehr – erst recht nicht bei den Elektrofahrrädern, deren Leuchten sich aus dem dicken Akkupack des Motors bedienen. So weit die Technik, nun zur Psychologie: Tagfahrlicht auf der Straße, aber auch auf dem Parkplatz des Baumarkts und auf jedem Feldweg wird mit Begriffen wie Fahrzeug – wohlgemerkt: nicht Fahrrad – und Tempo assoziiert. Das Tagfahrlicht-Rad wird ganz anders wahrgenommen. Und schon in größerer Entfernung nehmen die „Er will doch nur spielen“-Herrchen ihre freilaufenden Fiffis an die Leine oder scheuchen sie mit „Sitz, si-i-itz!“ an den Feldrain. Und all das sind Beiträge zur Verkehrssicherheit. py.

Halbe Stunde

Der Camcorder, früher ein unverzichtbares Utensil für Ferien und Familienfeiern, ist heute eher ein Kandidat für die Rote Liste der vom Aussterben bedrohten Elektronik-Arten. Kurze Youtube-Clips drehen wir längst mit dem Smartphone, Anspruchsvolles mit der Digitalkamera – sogar mit 4k-Auflösung. Nur in einer Disziplin haben die klassischen Videomaschinen noch immer die Nase vorn: Sie filmen länger an einem Stück. Und das prädestiniert sie zum Beispiel für Mitschnitte von Vorträgen, Diskussionsrunden oder Schüler-Theater. Digitale Fotokameras dagegen machen stets nach einer halben Stunde Schluss. Wer schreibt das vor? Die Kameragewerkschaft? Nein, es ist ihre Firmware, und die wiederum folgt einer Zollbestimmung der Europäischen Union aus dem Jahr 2007. Danach wird für Kameras ein Einfuhrzoll von 4,9 Prozent fällig, wenn sie in der Lage sind, mit mindestens 800 mal 600 Bildpunkten und 23 Einzelbildern je Sekunde zu filmen – und mehr als 30 Minuten lang. Was lässt sich dagegen tun? Natürlich, man bleibt einfach unter der 30-Minuten-Marke, und der Zoll guckt in die Röhre. Mit Verlaub: Was soll das? Allein mit ihren vorsintflutlichen Eckdaten zeigt die Zoll-Regel, wie verstaubt sie ist. Und willkürlich ist sie obendrein. Also weg damit, technische Limitierungen zur Zollvermeidung sind inakzeptabel, selbst wenn man nur selten eine Endlos-Szene dreht. tu.

Lottotanker

An der Tankstelle passieren ständige Dinge, über die man sich aufregen kann. Da sind zum Beispiel die wenigen Stationen, die sich (wieder) so eine Art „Tankwart“ leisten, der einen immer mit der Frage „Kann ich Ihnen helfen?“ nervt und dann bei Verneinung auch noch meint, er müsse einen darauf hinweisen, dass man gerade falsch tanke. Huch, es wird doch kein Diesel statt Benzin sein? Nein, nur Super, wo doch der Hersteller des edlen Gefährts das teure Super Plus empfiehlt. „Der verträgt das durchaus“, sagen wir, wonach wir ein belehrendes „Na, sie werden schon sehen, in zwei, drei Jahren ist der Motor kaputt“ entgegengebellt bekommen. Also gut, beim nächsten Mal wird es Super Plus und eben nicht die noch teureren Stöfchen mit mehr als 100 Oktan, die viele Tankstellen wie die mit dem freundlichen Tankwart statt des 98-Oktan-Kraftstoffs bereithalten. Neuer Quell des Ärgers an einer anderen Stelle: Hier ist die Kasse erst mal belegt. Ein Lottospieler hat zehn Scheine dabei. „Alle bitte überprüfen und dann neu spielen.“ Das dauert seine Zeit. 23 Euro sind gewonnen, macht noch 88 Euro zu bezahlen. „Mit Karte, bitte.“ Zum Glück ist Samstag, und es herrscht eigentlich kein Termindruck. Das Warten aber hat man irgendwann verlernt. fbs.

Den Swimmingpool sauber halten

Endlich bessert sich das Wetter. Höchste Zeit, sich um das kleine Schwimmbad im Garten zu kümmern. Seite 2

Das smarte Cabriolet für die Stadt

Der Stadtfloh Smart war schon immer ein besonderes Auto. Als Cabriolet hat er auch besonderen Charme. Seite 3



Das erste elektrische SUV

Tesla legt nach. Dem Model S wird jetzt ein elektrisches SUV zur Seite gestellt. Erste Probefahrt. Seite 3